

Abdruck der Originalausgabe vorbehalten.

An einen entfremdeten Freund.

Von Hermann Bahr.

Einer meiner Freunde, Deutscher von Geburt, Erziehung und Genuß, hat seit Jahren in der Fremde, des deutschen Lebens nur noch aus der Ferne gewahrt, ja allmählich selbst schon halb entfremdet, zum Weltbürger geworden, nicht bloß im hohen Sinne Goethes, sondern, was einem Deutschen leicht geschieht, wenn aus ihm ein Weltbürger wird, mehr von der verwaschenen Art, mit einem Zick ins Romantische, wenigstens oberflächlich, am Geiste betört, wovon freilich sein treues deutsches Herz gar nichts weiß, besonders aber mit unserer äußeren Form seit langem schon unzufrieden und höchst mißvergnügt über das Schicksal des Deutschen in der weiten Welt, der hat mir nur einen sonderbaren Brief geschrieben. Er beklagt den Krieg und fürchtet davon ein schlimmes Ende für uns. Denn es scheint ihm ausgemacht, daß Europa siegen muß, weil der Geist immer noch stärker gewesen ist als Waffengewalt, und es tut ihm furchtbar weh, daß der Geist über uns, über das deutsche Volk siegen muß. Ich verstand den Brief des deutschen Idealisten erst gar nicht gleich; ich hatte Mühe, mir klar zu werden, daß für ihn, wie er, dort unten, die Dinge sieht, wie die hohe Gewalt, die gegen den Geist kämpft und Europa niedermachen will. So mag er es dort jeden Tag in den Zeitungen lesen und Zeitungen haben doch, auch über ruhige Leute, die sich ein eigenes Urteil zuzurennen, eine ganz merkwürdige Macht. Ich meine nur zwar keineswegs, daß wir zu fragen haben, was andere Völker von uns denken. Uns genügt, was uns unser Gewissen sagt. Spricht das der anderen anders, so wird es eben deutsch lernen müssen. Ein Volk kann auch nichts anderes tun, als was jeder rechtschaffene Mann tut: seine Pflicht, wie er sie erkennt, und unbekümmert, was die Leute dazu sagen; entweder werden sie mit der Zeit schon einsehen lernen, daß er recht hat, oder es ist ihnen überhaupt nicht zu helfen, mit Entschuldigungen, Selbstverweigerungen und Betuerungen schon gar nicht, schade um die Mühe! Aber um meinen armen Freund tat mir leid. Einen Deutschen dürfen wir die deutsche Tat nicht falsch sehen lassen. Schon deswegen nicht, weil wir in dem Frieden, den wir uns erkämpfen wollen, alle Deutschen brauchen werden; alle deutsche Kraft wird dann bereit sein müssen. Deshalb antwortete ich ihm. Ich schrieb ihm:

„Nehmen Sie den nächsten Zug und kommen Sie heim! Sie werden in ein Land kommen, das Sie nicht kennen. Sie werden sehen, was Sie niemals sahen: Deutschland. Das Deutschland, das sonst nur in den Träumen seiner Schwärmer lebte, ist jetzt da. Was wir mit banger Ungeduld erst von einer fernem Zukunft hofften, ist am 1. August erschienen. Seitdem geht Weimar und Bayreuth lebhaft lebendig unter uns herum. Sie werden mir das nicht glauben. Ich hätte das ja selbst nicht glauben können, bis ich es mit meinen Augen sah. Sie müssen es auch mit Augen sehen. Es ist das Größte, was wir erlebt haben. Und keiner wußte, daß man so Großes erleben kann. Es hat unserem Leben erst einen Sinn gegeben, den deutschen Sinn. Was uns in erhabenen Stunden ein göttlicher Dom ahnen ließ, Beethoven ankündigte, der Faust entwarf, das geht jetzt in Erfüllung, uralte Verheißung trifft ein, deutsche Weisung wird wahr. Wir erleben unseren tiefsten Traum. Verfümen Sie die größte Stunde nicht, kommen Sie! Das Salzburger Regiment ist eingerückt, unsere braven Rainer. Einer davon schrieb aus dem Felde neulich heim, mit der Aufschrift: An den Kaiser Karl im Untersberg. Sie wissen, unser Volk glaubt, im Untersberg schlößt der große Kaiser Karl, so lange, bis ihm seine Räder melben werden, daß es Zeit ist. Dann kommt der Kaiser Karl aus dem Untersberg, steht beim Birnkraut auf dem Walsersfeld und läßt klopfen, da scheren sich alle hellen Menschen um ihn gegen die dunklen und es wird eine furchtbare blutige Schlacht geschlagen, die letzte Schlacht unter den Menschen, denn wenn sie geschlagen ist, bricht dann das dritte Reich an, das Reich der Versöhnung; Davon muß der Rainerkaiser einmal gehört haben und als er jetzt im Felde stand, dort oben in der Pfalze, fiel es ihm ein und er schrieb: „Kommt Kaiser Karl, es ist Zeit!“ Und sprach damit aus, was wir alle fühlen. Wir fühlen alle, daß der Deutsche jetzt für die ganze Menschheit kämpft, für alle lichten Menschen!

Ich kann verstehen, daß Ihnen dies wunderbar klingen wird, ja ganz absurd, aber, lieber Freund, Sie kennen mich doch, wüßten mich so weit kennen, daß Sie mir nicht zumuten dürfen, von einer Suggestion angefaßt zu sein. Sie wissen, daß ich mich eher umgekehrt bitten muß, nämlich vor dem Geiste des Widerspruchs auf jeden Fall: was die Leute sagen. Ist mir nämlich von vorneherein verächtlich, und daß etwas allgemein anerkannt wird, fordert mich heraus, es mir erst dreimal zu überlegen, bevor ich zustimme. Darin bin ich ein so guter Deutscher wie Sie. Nur ist die Wirklichkeit schließlich doch mächtiger als all mein Eigensinn. Der ungeheuren deutschen Wirklichkeit bin ich erlegen, nicht einer Suggestion. Ganz abgesehen davon, daß eine Suggestion, die so stark ist, daß sie das ganze Volk ergreift, gar keine mehr wäre; sie wird dann eben zur Wirklichkeit. Aber Sie kennen Deutschland nicht mehr! Wer es nicht am 1. August gesehen hat, kennt es nicht mehr! Am 1. August ist es zum erstmalig erschienen, das wahre Deutschland. Und kein Tag vergeht mir seit dem, ohne daß ich Gott danke, es noch erlebt zu haben. So hat all mein Trachten, all mein Hoffen, all mein Streben noch einen Sinn bekommen; es stand doch dafür. Kommen Sie! Sie finden ein verändertes Deutschland. Sie werden Deutschland nicht wieder erkennen. Es ist das Deutschland geworden, das vor dem 1. August nur in der deutschen Musik war.

Aber jetzt hör ich Sie ungeduldig rufen: Und Europa? Waren nicht die besten Deutschen alle längst der Enge der vaterländischen Gesinnung entwachsen? Hatte sich der deutsche Geist nicht ein höheres Vaterland errungen, mit den Besten aller Völker zusammen? Leben wir denn geistig noch in Deutschland? Waren wir geistig nicht längst Europäer geworden? Und dieses Europa, unser Stolz, unsere Lust ist zerstört!

„Ja, lieber Freund, es ist zerstört. Nicht durch unsere Schuld. Wir wurden angegriffen, wir mußten uns unserer Haut wehren. Es fiel uns aber nicht ein, Europa zu beschädigen, jenes Europa des Geistes. Das hätte ruhig in der Luft hängen bleiben können, bis das Waffenglück entschieden war; dann hätten wir es uns schon wieder herabgeholt. Nicht wir haben es zerstört, sondern der Haß. Wir hätten den Krieg ohne Haß geführt. Wir hätten zu helfen nicht nötig, wir haben Kraft, nur Schwäche haßt. Wir hoffen heute noch keinen. Wir schlagen sie, aus Pflicht und weil es sein muß, doch ohne Haß. Wir Deutsche, hat Bismarck gesagt, fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt, und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt.“ Wer den Frieden bricht, den schlagen wir ab, dies muß sein, aber dazu brauchen wir keinen Haß, das Schwert genügt. Es ist nicht wahr, daß wir haßen; der deutsche Furor muß nicht erst mit Haß gespeist werden. Kommen Sie her, um hier im Spital unsere Verwundeten anzuhören. Meine Frau pflegt sie, die kann Sie herumführen, und da werden Sie dann erst sehen, auf welche Art der Deutsche Held ist: bedächtlich, ohne sich zu haben, unauffällig, aber mit einer gewissen Verlegenheit, immer aber, selbst im Zorne noch, gerecht und gut. Und ich finde keine anderes Wort, ich muß sagen: Der deutsche Held ist zart gestimmt. Wie Wagner an die Wesendonck schrieb, über die Menschen der alten deutschen Heldendichtung: „Die furchtbarsten Kraftleistungen aus übermäßigem Feingefühl!“ Das gilt auch von unseren Verwundeten heute noch ebenso. Aber Haß werden Sie nirgend hören. Der Deutsche bringt die nötige Wut auch ohne Haß auf. Da wir keinen fürchten, hoffen wir auch keinen. Nicht einmal die Engländer, die uns doch zwingen wollen, sie von Herzen zu verechnen, haßen wir. Wenn Europa zerfallen ist, wir sind unschuldig. Der Haß, der es zerfallen hat, war nicht unser. Ein paar Aestheten mögen auch bei uns verrückt geworden sein, doch das deutsche Volk haßt keinen Feind. Daß aber der Feind uns haßt, das können wir nicht ändern. Denn da müßten wir unser Wesen ändern, wir müßten auf unser Bestes verzichten. Denn dies erregt ihren Haß: Der Russe, der Franzose, der Engländer haßt uns, weil wir mit jedem von den dreien etwas Entscheidendes gemein haben, selbst aber noch mehr sind. Deshalb können wir sie verstehen, sie aber uns nicht. Sie fühlen sich uns verbunden, aber dabei dennoch wie verstraft von uns, weil wir nämlich auch noch einen anderen Inhalt haben, der ihnen fremd bleibt. Mit den Russen ist uns das Chaos gemein, die stinkende Seele. Je größer ein Deutscher ist, desto

mehr Chaos hat er; und so könnte man sagen: desto russischer ist er; der junge Goethe, der junge Bismarck, gar Beethoven, sind Dostojewskijfiguren. Doch ist dem Deutschen eingeboren, sein Chaos zu behalten. Wir besorgen uns, nach Goethes Wert, zu dem Heidelein, das aus dem Dunkel ins Licht strebt. Dieses Streben führt uns den Franzosen ja, durch Verlangen nach Klarheit, Sinn für die reine Linie, Empfindung der Schönheit, von Maß, Geschmack und Taft wir teilen. Sie können mir nicht vertragen, daß wir darüber immer noch ein Chaos haben und es uns nicht nehmen lassen wollen. Uns ist der Augenblick, wo das Dunkel hell wird und aus dem Chaos eine Gestalt tritt, der höchste; die Gestalt soll aber nie den Hintergrund verlieren, von dem sie die Klarheit losreißt, an den der Franzose durchaus nie mehr erinnert werden will. Mit dem Engländer endlich haben wir gemein, alles aus der Nützlichkeit des Einzelnen zu setzen. Auf der Kraft der freien Persönlichkeit beruht die englische Kultur wie unsere. Wir sind wir darin weiter als der Engländer, der, obwohl es ihm um Carlisle geht, daß, noch immer nicht weiß, daß er zu mir entgegen, sich hingewandt, sich anstellen lernt, erst der Freie, der sich bindet, erst im Gange der Einzelne sich ganz erreicht. Wir haben erkannt, daß der Einzelne, so lang er vereinzelt bleibt, weniger ist, als er sein kann; erst in der Gemeinschaft wird aus ihm alles, was er sein kann. Wir haben den Begriff der Persönlichkeit gelehrt zum Begriff der Organisation. Jeder Engländer muß immer wieder England besugeln improvisieren, während wir das Bedürfnis nach einem Definitivum haben. Die Engländer nennen das Fortdauern; sie säen besser, in Wilhelm Meisters Wanderjahren darüber nachzudenken, wo schon alles Reine steht, um des Deutschen auf Entfaltung, Pflicht und Ehrlichkeit ruhende Freiheit der Persönlichkeit begreifen zu lernen, von der Fortdauern nur das erste große Beispiel war. Es ist uns darum auch um Europa gar nicht bang. Wir werden es schon wieder aufbauen. Und unzufälliger, feiner und tiefer: mit deutscher Weisheit, auf deutschem Grund, aus deutscher Tiefe. Dann wird es das nächste Mal besser stehen. Es wird unromantisch sein, anfangs vielleicht auch etwas ungenügend! Und ihr werdet jammeren, Europa sei zertrümmert worden! Nun, zertrümmert ist es daran nicht schuld. Es hat sich's wahrhaftig gar nicht verlangt. Zertrümmern macht das immer wieder durch, daß ihm sein Beruf erst wieder Willen entgegengebracht werden muß. Es hat ihm entgegengebracht werden müssen, Deutschland zu machen. Und es hätte sich's lieber verbeten, Europa zu machen. Auch das ist ihm wieder mit Gewalt aufgedrängt worden. Was es aber einmal muß, tut es irdentlich.

Aber da schlagen Sie jetzt drein und fahren mich an. Und der Militarismus? Ich wäre ja, nach vor drei Monaten, auch aufgefahren. Und wer nicht? Aber seitdem haben wir den Militarismus nun persönlich kennengelernt. Jetzt bitten wir ihm alles ab. Kommen Sie her und sehen Sie sich ihn an! Es lobt sich. Wir leben jetzt unter einer Art Militarität. In jeder Stadt entscheidet ein General. Und fragen Sie die Arbeiter, fragen Sie die Sozialdemokraten, wer ihnen lieber ist, der General oder ein Minister! Nur die Wähler werden sich nach dem Bürokraten zurrid.

In einer deutschen Stadt lebt ein berühmter Anarchist. Dem ging jüngst von einem ins Ausland verschlagenen Freund ein Brief zu, darin stand ungefähr daselbe, was Sie mir geschrieben haben, nur noch etwas aggressiver: Die Deutschen müßten sich jetzt ermannen und zum Schlag ausheulen gegen den Militarismus! Nun werden Briefe aus dem Inlande jetzt geöffnet, und bevor also der Anarchist den Brief bekam, bekam ihn der General zu lesen. Der General las den Brief, doch er wußte ja, die Deutschen haben sich schon ermannen und zum Schlag ausgehult, wenn auch nicht gegen den Militarismus. Er jagt also keine Gefahr, tat den Brief ruhig wieder in den Umschlag und ließ ihn dem Anarchisten zuhellen, nachdem er darauf mit eigener Hand vermerkt: „Militarismus ist kein Anarchist“. Der Anarchist hat mir das selbst erzählt und sagte: „Gedenksfalls hat der General mehr Taft als mein Freund, der sich keinen Augenblick überlegte, daß es meinen Kopf kosten konnte, wenn wir nicht zurzeit, Gott sei Dank, eine Militär-diktatur hätten!“

Nachtgedanken.

Ein Feldpostbrief von Walter Fleg.

Im Schützengraben, 14. Nov. 1914.

Die feindliche Artillerie sucht eben wieder mit Granaten unsere verlassene Stellung auf freier Wäldchens vor dem Bois de Camorville ab, so daß wir uns in voller Deckung der Sicht zu entziehen genötigt sind. Ich würde die unwillkürliche Mühe, um Ihnen und der „Rundschau“-Gemeinde, die mich mit Liebesgaben zu verwöhnen anfängt, ein paar Einbrüche der letzten Nacht wiederzugeben.

Wir liegen seit ein paar Tagen hier in Feuerbereitschaft auf zugiger Höhe in primitiven Schützengraben, etwa 3-400 Meter vom Feinde entfernt, der sich am gegenüberliegenden

Waldrand verschanzt hat. Die eintönige Unruhe eines regelrechten Stellungskrieges hält uns seit Wochen in Aktion. Aus den Kleiden sind wir seit sieben Wochen nicht mehr gekommen, und unser Nachtquartier ist in regelmäßiger Abwechslung irgendein halber Graben oder das Stroch auf einem Heuboden von D., das die Franzosen unter Feuer halten. Nachts wache reißt sich an Nachtwachen, und die Ruhefinden bleiben vornehmlich dazu, die verrosteten Waffen wieder zu säubern und der Reinlichkeit dürftige Scheinopfer zu bringen. Aber davon will ich Ihnen nicht erzählen. Es sind die Strapazen, die tausende gleich uns tragen und die wohl noch gering

sind im Vergleich zu den Anstrengungen und Entbehrungen, die unsere Kameraden im Tien und Nordvietnam durchleben müssen, die nicht wie wir eine vorgegebene Stellung gegen feindliche Artilleriebeschüsse in unersättlicher Wachsamkeit zu halten haben, sondern selbst Fußbreite um Fußbreite sich vorwärts kämpfen müssen. Lassen Sie mich Ihnen die nachdenkliche Schönheit der verlassenen Nacht schildern! Mehrere Nachtsunden hatte ich mit zwei Kameraden als Herdpatrouille am Drahterhau vor unserer Grabenbrücke bracht. Raschend war uns unter ortsnahem Sturm Regen und Schnee gegen die Gestirte geschlagen und hatte Löwen und